

## Reise eines Baslers nach dem St. Gotthard und auf den Rigi im September 1791

Autor(en): Johann Wahrmond Hess

Quelle: Basler Jahrbuch

Jahr: 1909

<https://www.baslerstadtbuch.ch/.permalink/stadtbuch/b02d5351-e25e-4765-80da-acb1f72e1b4d>

### Nutzungsbedingungen

Die Online-Plattform [www.baslerstadtbuch.ch](http://www.baslerstadtbuch.ch) ist ein Angebot der Christoph Merian Stiftung. Die auf dieser Plattform veröffentlichten Dokumente stehen für nichtkommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung gratis zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrücke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger schriftlicher Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des vorherigen schriftlichen Einverständnisses der Christoph Merian Stiftung.

### Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Online-Plattform [baslerstadtbuch.ch](http://www.baslerstadtbuch.ch) ist ein Service public der Christoph Merian Stiftung.

<http://www.cms-basel.ch>

<https://www.baslerstadtbuch.ch>



## Reise eines Baslers nach dem St. Gotthard und auf den Rigi im September 1791.

Von J. W. Zeff, Alt-Schulinspektor.

Aus dem Nachlasse meines Schwiegervaters, Rektor J. R. Burckhardt, ist ein Manuscript in meinen Besitz gelangt, das die Beschreibung einer von einem Basler unternommenen Reise nach dem St. Gotthard und auf den Rigi enthält, die in der Woche vom 2. zum 9. September 1791 ausgeführt worden ist. Diese Beschreibung nimmt unser Interesse schon darum in Anspruch, weil am Ende des 18. Jahrhunderts Vergnügungsreisen überhaupt noch ziemlich selten ausgeführt, noch seltener aber aufgezeichnet worden sind. Unser Manuscript enthält daher einen bescheidenen Beitrag zur Geschichte des Reisens in der Schweiz und wird als solcher dem freundlichen Wohlwollen des Lesers bestens empfohlen.



über die Persönlichkeit dessen, der die Reise unternommen und beschrieben hat, fehlt leider jegliche Angabe. Das mit einer zierlichen, alten Baslerhandschrift in ein Heft eingetragene Manuskript vermeidet geflissentlich, einen Namen zu nennen. Bloß aus einigen wenigen, gelegentlich vorkommenden Andeutungen scheint hervorzugehen, daß der Verfasser den gelehrten Kreisen seiner Vaterstadt, wenn auch vielleicht persönlich nicht selber angehört, so doch wenigstens nicht ferne gestanden hat. Mit dieser Vermutung scheint freilich der Umstand im Widerspruche zu stehen, daß das Manuskript von zahlreichen orthographischen und stilistischen Fehlern nicht frei ist. Dies läßt sich aber wohl darauf zurückführen, daß vor hundert Jahren die deutsche Orthographie noch weit davon entfernt war, sich an allgemein geltende Regeln zu binden. Weit schwerer wiegt das Bedenken, daß unser Manuskript nicht zu Ende geführt worden ist, sondern ganz plötzlich abbricht. Darum ist die Vermutung, daß wir es vielleicht nicht mit dem Originale selber, sondern mit einer Abschrift zu tun haben, keineswegs ausgeschlossen.

Abgesehen von dem allem glauben wir aber, an dem Reisenden einen verständigen, in guten ökonomischen Verhältnissen lebenden Mann vor uns zu haben, der einem behaglichen Lebensgenusse nicht abgeneigt und von Haus aus an Ordnung und Reinlichkeit gewöhnt ist. Er hat auch seine Reise nicht aufs Geratewohl unternommen, sondern sich, wie aus vielen Stellen hervorgeht, mit allem Fleiß aus guten Quellen darauf vorbereitet.

Die vorliegende Bearbeitung hat sich erlaubt, unter Wahrung der dem Verfasser schuldigen Rücksicht an dem Manuskripte bloß die notwendig scheinenden formellen Verbesserungen vorzunehmen, materiell aber dem vorliegenden Texte zu folgen und, wo es nötig schien, ergänzende Zusätze aus andern Quellen beizufügen.



Unser Berichterstatter beginnt seine Aufzeichnungen mit den Worten, „er habe einen schon lange gehegten Wunsch, Luzern zu sehen, über den Vierwaldstättersee zu fahren und den St. Gotthard zu besteigen, endlich einmal erfüllen wollen“. Wie bescheiden und genügsam nimmt sich doch dieser Wunsch aus gegenüber den Zielen, die die heutige Generation sich steckt! Welche Veränderungen haben die erleichterten Verkehrsverhältnisse mit sich gebracht, und welche Ansprüche haben sie bei jung und alt wachgerufen!

Der erste Teil der Reise, die Strecke von Basel nach Luzern, wurde im Wagen zurückgelegt. Unserm Reisenden stand ein Fuhrwerk zur Verfügung, das in der Familie unter dem Namen „Husarengesährt“ bekannt war. Dazu gehörte ein lenksames, vertrautes Pferd, ein sogenannter „Rotgrauschimmel“. Aus den Worten „Wir reisten ab“ geht hervor, daß unser Reisender einen Begleiter hatte, der freilich in der handschriftlichen Aufzeichnung so wenig genannt wird wie der Reisende selbst. Er ist eine stumme Person, die nie und nirgends zu Worte kommt. Wir nehmen an, es sei eine Art Diener gewesen, der außer der Führung und Pflege des Pferdes wohl noch andere Dienstleistungen zu besorgen hatte. „Wir reisten“ also Freitag „den 2. Herbstmonat bei günstiger Witterung von Hause ab. Der erste Ausspann war des Mittags zu Lüfelingen“.

Eine Unterbrechung der Fahrt war an diesem Orte schon wegen der Entfernung von Basel geboten. Dazu kam noch die Rücksicht auf den Zustand der damals über den untern Hauenstein führenden Straße. Diese war zwar um die Mitte des 18. Jahrhunderts dank den Bemühungen der beiden Stände Basel und Solothurn verbessert worden. Allein trotzdem gab es noch gar manche rauhe und steile Strecken, die den Zugtieren viele Beschwerden verursachten. Unsere Reisenden gönnten



deshalb ihrem Pferde gerne einen längeren Ausspann in der Erwartung, am Abend bei guter Zeit das Städtchen Zofingen zu erreichen, wo übernachtet werden sollte. Diese kluge Vorsicht war wohl angebracht; denn das Kößlein war durch die ihm gegönnte Ruhezeit und das ihm gespendete Futter so aufgeräumt und unternehmungslustig geworden, daß es noch keineswegs gesonnen war, so beizeiten den dumpfen Stall und die Nachtruhe aufzusuchen. Aus eigenem Antriebe trabte es munter weiter, und die beiden Inassen ließen es sich gerne gefallen, den lieblichen Herbstabend noch länger im Freien zu genießen. Langsam fuhren sie durch das anmutig gelegene, wohlgebaute Zofingen und erfreuten sich am Anblick der vor den damaligen Stadtmauern gelegenen zierlichen Gärten und hübschen Landhäuser. Dann ging's rasch weiter bis nach Sursee, wo nach Vollendung einer starken Tagereise von 14 Stunden übernachtet wurde.

Der Sonnenwirt zu Sursee tat sein Bestes, um die späten Gäste zu deren vollsten Zufriedenheit zu bewirten. Die Reisebeschreibung rühmt: „Er wartete uns unter anderm mit gebadenen Ballen aus dem nahen See auf“ und versicherte: „Diese Fische hätten dem Duc de Guines (sollte dieser Name vielleicht nicht richtiger Luynes heißen?) bei seiner Durchreise so wohl geschmeckt, daß er nachgehends expreß von denselben nach Genf habe kommen lassen“.

Am folgenden Morgen war unserm Reisenden hauptsächlich daran gelegen, die Stadt Luzern möglichst rasch zu erreichen. Die bevorstehende Fahrt über den Vierwaldstättersee, die man ihm als unter Umständen gefährlich geschildert hatte, nahm in der Regel eine Zeit von neun Stunden in Anspruch. Es stand also eine ziemlich starke Tagereise in Aussicht. Man erkennt auch an dem Reiseberichte die unruhige Eile, die den Verfasser beherrscht hat. Während er bei der Fahrt nach Sursee und be-



sonders beim Eintritt in das Luzernergebiet selbst die unbedeutendsten, am Wege liegenden Ortschaften aufzählt, erwähnt er am zweiten Tage nur wenige und vergißt namentlich, das anmutig am See gelegene *S e m p a c h* zu nennen, das doch wegen der sich daran knüpfenden historischen Erinnerungen eine Erwähnung wohl verdient hätte.

Erst unmittelbar vor der Einfahrt in die Stadt Luzern gedenkt er beim Anblick eines Stapelplatzes von Floßholz eines Handels, der in frühern Zeiten eine große Bedeutung gehabt hat. Er sagt: „Nicht weit von der Stadt kommt man zu einem an der rechten Seite der Landstraße liegenden großen Platz, der mit einem hölzernen Geländer eingefast ist; dahin pflegt man zu Zeiten von der Reuß her Holz hinzuschwellen.“ Das auf dem See nach Luzern geschwemmte Floßholz wurde auf jenem Platze je nach seinem Bestimmungsorte zusammengestellt, um dann reußabwärts weiterbefördert zu werden.

Zu *L u z e r n* angekommen, stellten unsre Reisenden ihr Chaischen im Wirtshause zum Adler ein, um es bei ihrer Rückkehr wieder in Empfang zu nehmen. Dann mieteten sie ein Ruderboot und schifften sich nach dem Mittagessen bei sehr schöner Witterung und ruhigem See nach Flüelen ein. Als sie nach einiger Zeit vom See aus einen Rückblick auf Luzern warfen, waren sie entzückt über das schöne Landschaftsbild, das sie vor sich hatten. „Der Anblick der Stadt mit ihren soliden Gebäuden ist in dieser Entfernung ganz ungemein riant“, sagt die Reisebeschreibung. Noch immer ist ja die Lage von Luzern am See mit ihrer großartigen Umgebung wegen ihrer Schönheit berühmt. In frühern Zeiten, als noch keine palastartigen Gasthöfe und Villen ihren Charakter als Fremdenstadt dokumentierten, sondern als sie noch als einfaches Landstädtchen ganz im Grünen eingebettet dalag, muß ihr Anblick noch viel reizender gewesen sein.



Drei Stätten waren es, die im Weiterfahren die Aufmerksamkeit unseres Reisenden besonders auf sich zogen: das Raynal'sche Denkmal, die Republik Gersau und die Telskapelle.

In Bezug auf das erwähnte Denkmal heißt es in der Reisebeschreibung: „Etwa fünf Viertelstunden (von Luzern) ließen wir zur Linken eine Insel liegen, auf welcher wir die zum Andenken an den Rütliſchwur errichtete Pyramide oder Ehrensäule des Abbe Raynal erblickten. Die alten Eidgenossen bedürfen aber keines Denkmals, weil ihr Andenken in jedes echten Schweizers Herz unzerstörlich steht; daher auch die drei kleinen innern Kantone den Abbe dies Kunststück nicht wollten in ihrem Gebiete aufstellen lassen.“ Dazu mögen noch folgende ergänzenden Zusätze gestattet sein.

Abbe Raynal, ein namhafter französischer Schriftsteller des 18. Jahrhunderts, war in seiner Begeisterung für freiheitliche Bestrebungen und Kundgebungen auf den Gedanken gekommen, den Männern, die einst auf dem Rütli geschworen und damit den Grund zum Schweizerbunde gelegt hatten, auf diesem klassischen Boden in seinen eigenen Kosten ein steinernes Denkmal zu errichten. Er hatte sich deshalb im Jahre 1783 an die Regierung des Standes Uri gewandt, zu dessen Gebiet das Rütli gehört. Allein die Männer von Uri wiesen sein Anerbieten aus dem von unserm Gewährsmann angegebenen Grunde von der Hand. Darauf wandte sich Raynal an den Stand Luzern als an den Vorort der katholischen Kantone. Wohl mit Berücksichtigung der guten Absicht des Petenten wies ihm die Regierung von Luzern zur Ausführung seines Vorhabens die damals unbenützte, kleine Insel Altstad beim sogenannten Meggenhorn an. Hier ließ Raynal einen Obelisk aufstellen, der die Wappen der Urkantone nebst einer lateinischen Inschrift trug. Auf der Spitze glänzte weithin eine



vergoldete Kugel. In diesem Denkmale wollten aber viele Leute nicht sowohl eine Verherrlichung der ersten Eidgenossen als die Selbstverherrlichung eines eiteln Franzosen erblicken. Zudem nahm sich die Spitzsäule in der großartigen Natur ihrer Umgebung gar zu armselig aus, stand auch zu der Großtat, die sie verewigen wollte, in keinem Verhältnis. Dies war auch der Grund, warum unser Reisender die kleine Insel nicht zu betreten begehrte. Allgemein begegnete das Denkmal mit-  
leidigem Achselzucken oder offenem Spotte. Die glänzende Kugel auf der Spitze gereichte ihm zuletzt zum Verderben. Im Jahre 1795 zertrümmerte ein Blitzstrahl die Säule. Die Bruchstücke wurden nach Luzern gebracht, und kein Mensch dachte mehr an ihre Wiederaufrichtung. Als Goethe im Jahre 1797 auf seiner letzten Schweizerreise sich von Stansstad nach Rüschegg rudern ließ, fuhr er unweit von Altstad vorüber. Vergebens sah er sich überall nach dem Ragnal'schen Monument um. Man konnte ihm bloß noch den Felsen zeigen, wo es gestanden hatte.

Unser Reisebericht fährt nach Erwähnung dieses mißglückten Monumentes fort, wie folgt: „Im Weiterschiffen sahen wir linker Hand das aus einem einzigen, am See gelegenen Flecken bestehende, fameuse Republiklein des souverainen Staates Gersau.“ Dieser in mancher Hinsicht merkwürdige Freistaat zählte unter seinen Bewohnern nicht nur, wie unser Bericht angibt, „mehrere Seidenarbeiter“, sondern hatte sich durch die Bemühung intelligenter und unternehmungslustiger Bürger, unterstützt durch die tatkräftige Beihilfe auswärtiger, besonders Basler Fabrikanten, zum Mittelpunkt einer Floretseidenindustrie emporgeschwungen, die gegen das Ende des 18. Jahrhunderts ihren Höhepunkt erreichte. Es würde zu weit führen, wenn wir die eigenartige Entwicklung dieses kleinsten unter den europäischen



Freistaaten in politischer und sozialer Hinsicht näher verfolgen wollten. Es genügt, darauf hinzuweisen, daß Gersau seine Selbständigkeit und Besonderheit hauptsächlich seiner geographischen Lage zu verdanken hatte. Eingebettet zwischen zwei steilen, schwer zugänglichen Ausläufern des Rigi-berges, der Hochfluh und dem Bishnauerstocke, war es von den am rechten Seeufer gelegenen Nachbardörfern so gut wie abgeschnitten und nur gegen die Seeseite hin offen. Darum gab es, wie unser Manuskript berichtet, im ganzen Ländchen kein einziges Pferd. Unser Gewährsmann bedauert, daß er aus Mangel an Zeit und aus Furcht vor widriger Änderung des Windes dem Flecken keinen Besuch habe abstatten können.

An dem aus dem See aufragenden Felsblocke des *Mythensteins*, der dem heutigen Geschlecht mit goldenen Buchstaben den Namen des Sängers Tells in Erinnerung ruft, und am *Rütli* vorüber, woselbst „ein kleines Häuschen“, aber noch kein Wirtshaus stand, gelangte das Schiffchen mit unsern Reisenden zur *Tellskapelle*. „Wir landeten“, erzählt unser Gewährsmann, „an der *Tellsplatte* und betraten vielleicht dasselbe Felsstück, auf welchem Tells kühner Fuß gestanden. Es ist dabei eine gegen den See offene Kapelle mit hohen Säulen von grauem Stein. Die Wände im Innern sind mit Freskogemälden bedeckt, die in zwölf Abteilungen den Bundschwur und die Geschichte Tells darstellen. Außerdem befinden sich neben dem Altar auf Holz gemalte Darstellungen der Schlachten am Morgarten und bei Sempach.“ Unser Reisender hatte freilich wenig Zeit, diese Bilder näher zu betrachten. „Der Wind fing an widrig zu werden, und daher gingen wir wiederum zu Schiffe“. Er fürchtete sich gewaltig, von einem Sturm überrascht zu werden, von dessen Wüten auf dem Urnersee er manches vernommen hatte. „Wegen der vielen steilen Felsufer“, schreibt er, „wird sonderlich bei entstehendem



Föhnwind die Schifffahrt öfters sehr gefährlich, weil man an gar wenigen Orten landen kann.“ Dies hat seine Richtigkeit. Auf Übertreibung beruht dagegen die weitere Behauptung, „daß losbrechende und sich in den See stürzende Felsen nicht selten auf mehrere Stunden weit ein äußerst gefährliches Wüten des Wassers verursachen“. Unsrer Reisenden waren äußerst froh und dankbar, als sie „endlich“ glücklich zu Flüelen ankamen und konstatieren konnten, „daß sie in acht Stunden die ganze Länge des Vierwaldstättersees unter vielem Vergnügen und mancherlei Empfindungen und Bewunderung zurückgelegt hätten“. Die willigen und manierlichen Schiffsleute erhielten als Zeichen der Zufriedenheit ein gutes Trinkgeld.

Auch der letzte Rest der Tagereise, der halbstündige Weg nach Altdorf, ging, wenn auch im Dunkeln und unter Donnern und Blitzen, doch ohne Regen glücklich von statten. Als Träger des Gepäcks war ein junger Mann von Flüelen namens Joseph Huber, im Dorfe unter dem Namen „Draier Seppli“ bekannt, gebunden worden.

Im Schwarzen Löwen zu Altdorf kehrte unser Reisender mit seinem Begleiter ein, war aber mit der Bewirtung bei weitem nicht so zufrieden, wie Tags zuvor mit derjenigen zu Sursee. Überhaupt fand er allerlei auszusetzen. Erstens „gagte“ der Wirt, das heißt: er fand beim Sprechen nicht gleich die richtigen Worte. Seinen Landsleuten aber muß dieser Mangel nicht so bedenklich vorgekommen sein; denn sie hatten ihm das Amt eines „Landvorsprechers“ übertragen, wie es unsre Handschrift nennt. Als solcher wird er wohl bisweilen in den Fall gekommen sein, öffentlich als Redner auftreten zu müssen. In seiner Eigenschaft als Wirt klingt aber der Vorwurf, er sei „ein Herr Schmutzuli“ gewesen, schon bedenklicher. Es muß also im Schwarzen Löwen nicht gerade die wünschenswerte Sauberkeit und Ordnung geherrscht haben. Besonders



ungehalten war aber unser Reisender über den Wirt, weil er „mit falschem Blick unverschämterweise unsern willigen Wegweiser zu unbilligen Forderungen reizen wollte, nur um uns seine Pferde aufzuschwätzen, die wir nicht begehrtten“. Anlaß zu fernerer Unzufriedenheit gab das magere „Traktament“, das in folgendem bestand: „Eine Wassersuppe, Fisch in lauem Wasser, Fisch in Butter schwimmend, und gebackene Fische, die besser schmeckten“, das war alles. Auch der als Getränk aufgestellte weiße Italienerwein sagte unserm Basler Reisenden, dessen Gaumen an den heimatischen „Marktgräser“ gewöhnt war, nicht zu. Er klagt darüber, „daß er nicht nur zu Altdorf, sondern im ganzen Kanton Uri und nachher auch noch meistens im Kanton Schwyz keinen andern Wein als Italiener bekommen habe, der hin und wieder trübe gewesen sei“.

Im Schlafzimmer fiel unserm Reisenden eine Einrichtung auf, die ihm fremdartig vorkam und die er folgendermaßen beschreibt: „In unserm geräumigen Schlafgemache waren an den weißen Wänden sich bäumende Hirsche ohne Kopf angemalt; der Kopf von Holz wurde an dem gemalten Halse befestigt und ein natürliches Geweih daran angebracht, das statt der Schrauben zum Aufhängen dienen sollte.“ Eine solche Einrichtung würde, wenn sie noch vorhanden sein sollte, heutzutage gewiß als eine Merkwürdigkeit betrachtet und um schweres Geld für eine historische Sammlung erworben werden.

Am darauffolgenden Morgen, Sonntag den 4. September, hatten unsre beiden Reisenden Muße genug, um bis zur Ankunft des zu Flüelen wohnhaften Trägers Sepp den Hauptort Altdorf zu besichtigen. Im allgemeinen spendet der Reisebericht „den vielen öffentlichen und Privatgebäuden, durch deren Schönheit und Pracht der Ort einer Stadt gleichkommt“, sowie „den meist breiten, bequemen und reinlichen Straßen“ alles Lob. Im besondern wird außer der Hauptkirche mit ihrer



prächtigen Orgel des wohlausgerüsteten Zeughauses und eines auf einem großen, freien Platze außerhalb des Fleckens gelegenen Fruchtmagazins mit großer Anerkennung gedacht. Aus dem allem erkennt unser Gewährsmann, daß eine kluge Regierung an der Spitze des Gemeinwesens stehe. Leider ist kurz nachher, im Unglücksjahre 1799, der ganze schöne Hauptort Altdorf durch eine gewaltige, vom Föhn angefachte Feuersbrunst fast ganz vernichtet, und die Schätze des Zeughauses sind samt den Vorräten des Fruchtmagazins von den als Feinde ins Land eingedrungenen Franzosen für gute Beute erklärt und fortgeführt worden.

Besonders nahmen aber die an historische Ereignisse erinnernden Örtlichkeiten Altdorfs das Interesse unseres Reisenden in Anspruch, darunter namentlich Gebäude, an denen Malereien aus Tells Geschichte u. dgl. zu sehen waren. Denn in den kleinen Kantonen gehörten solche Bilder, wenn wir so sagen dürfen, zum Anschauungsunterrichte von jung und alt. Darum hat auch ein gewiegter Kenner von Land und Leuten, Gerold Meyer von Knonau, in seiner „Beschreibung des Kantons Schwyz“ mit Recht darauf hingewiesen, daß „solche patriotische Gemälde zu den Augen mehr sprechen als die prächtigsten Erzählungen zu den Ohren“.

Daß zu Altdorf das Andenken an den vaterländischen Schützen Tell und an die mit seiner Person in Verbindung stehenden Begebenheiten, namentlich an den Apfelschuß und was unmittelbar vorher geschah, besonders in Ehren gehalten wurde, ist selbstverständlich. Da stand auf dem Platze, wo Gessler die Stange mit dem Hute hatte aufrichten lassen, ein uralter, mit Malereien geschmückter Turm. Wenige Schritte davon entfernt deutete ein steinerner Brunnen die Stelle an, wo die Linde gestanden, an deren Stamm gelehnt Tells Knabe dem sichern Schusse seines Vaters unerschrocken entgegengesehen



hatte. In einer Entfernung von hundert Schritten erinnerte der eigentliche Tellenbrunnen, der die steinerne Bildsäule des Schützen und seines Knaben trug, an Tells Standort. Die beträchtliche Entfernung des Schützen von seinem Ziel wollte freilich vielen Fremden, auch unserm Mitbürger, der wie so viele Basler mit einer ausgesprochen kritischen Ader begabt war, etwas zu groß und darum unglaublich vorkommen. Dr. Lusser aber, der seinen Heimatkanton mit genauester Sorgfalt beschrieben hat, nimmt an der überlieferten Distanz keinen Anstoß. Er versichert, die Bogenschützen zu Altdorf hätten vor dem Jahre 1798 auf ihrem Schützenstande dem Andenken Tells zu Ehren die gleiche Entfernung als Ziel gewählt, und es habe unter ihnen mehrere gegeben, die den Apfel wohl selten gefehlt hätten. „Daher“, fügt Lusser hinzu, „lache der Altdorfer, wenn er beim Tellenbrunnen Fremde wegen der Schußweite ungläubig den Kopf schütteln sehe.“

Nachdem der als Träger und Führer gedungene „Draiersepp“ eingetroffen war, wurde die Fußwanderung angetreten. Das nächste Ziel war das drei Stunden entfernte Dorf Amsteg. Auf dem Wege dahin gab es allerlei zu betrachten. Zunächst zogen die gewaltigen Verbauungen, die der wilde Schächenbach nötig machte, das Interesse auf sich. Dann führte der Weg durch Wiesen, die mit einer Menge der schönsten Kirsch- und Nußbäume bepflanzt waren. Dazwischen gab es aber auch sumpfige Stellen, die von der Reuß herrührten, die von Zeit zu Zeit über ihre Ufer zu treten pflegte.

Bei dem Dorfe Erstfeld lud eine Kapelle, deren Außenseite frisch bemalt war, zu näherer Besichtigung ein. Die Malerei stellte einen Hirsch vor, der einen Christuskopf zwischen dem Geweih trug. Vor dieser wunderbaren Erscheinung waren nicht nur der verfolgende Jäger, sondern sogar die beiden Jagdhunde in die Kniee gesunken. Auch Goethe und andere Rei-



sende erwähnen das an der sogenannten Jagdkapelle bei Erstfeld abgebildete, an die Hubertuslegende erinnernde Jagdwunder. Ein anderes Kapellenbild in der Nähe von Amsteg erwähnt unser Gewährsmann folgendermaßen: „Das Gemälde stellt einen frommen Schmied vor, der durch sein Gebet von den Heiligen die Bequemlichkeit in seinem Berufe erhalten haben soll, den Pferden vor der Schmiede die Unterfüße ohne Schaden abhauen, sodann den Huf in der Werkstatt gar kommlich beschlagen und zuletzt draußen den Pferden die abgehauenen Glieder im Nu wieder ansetzen zu können.“

Ein eingehendes Interesse schenkte unser Reisender aber der Kleidung der Urnerinnen. Seine Beobachtungen darüber hat er in folgender Form aufgezeichnet: „Von Altdorf weg ging ein Frauenzimmer von Stande im seidenen Rock vor uns her. Der Kopfsputz dieser Person dünkte uns widrig und war gerade, was man in Basel einen Kübel von einer Baselhaube heißt. In Altdorf sahen wir auch Frauenspersonen in schwarzen und gefärbten seidenen Kleidern à la Française mit Hauben auf Urner Art. Diese bestehen aus einem Geflecht von ganzen Stücklein schmalen schwarzen Bändelein von 1 bis 2 Neutaler im Wert, quer über den Kopf gehend, mit zwei holligen Rosen wie große Knöpfe, zum Teil mit weißem Flor überzogen und mit weißen Flügeln. Sie werden mit einer Hafte (d. i. einer Spange) im Haar befestigt. Da nicht nur die vornehmen Frauen, sondern auch die gemeinen Bauernweiber eine ähnliche Tracht nebst bunten und insonderheit vielen gelben Kleidungsstücken tragen, so gibt ihnen dies bei ihrem Gewerbe meist ein ekelhaftes Ansehen, und die schmutzigen, rußigen, weißen Vollenhauben machen, daß ihre Gefräßer (d. i. Gesichter), deren es in den Urner Tälern und Bergen ohnehin wenig erträgliche gibt, noch verriegelter (d. i. unordentlicher) aussehen.“ Wir bedauern sehr, daß sich unser Mitbürger, wir



wissen nicht aus welcher Veranlassung, zu einem, gelinde gesagt, so absprechenden, unhöflichen Urteile über die Urnerinnen hat hinreißten lassen. Wir fragen darum gerne den bereits mehrmals von uns zitierten Urner *Lusser* um Rat, der in seiner im Jahre 1834 herausgegebenen Beschreibung des Kantons Uri folgendes mitteilt: „Eine allgemeine Landestracht gibt es (in Uri) nicht mehr, außer dem Unterscheidungszeichen der Frauen, einem kleinen, nestartigen Häubchen aus steifgeleimten, schwarzen Bändchen und weißem Musselin, das weder gegen Kälte noch Hitze schützt, aber den meisten Gesichtern gut steht.“ *Lusser* wird wohl seine Landsmänninnen am besten gekannt haben. Wir lassen es darum bei dem Urteile dieses Gewährsmannes ein für allemal bewenden.

Beim Dorfe *Amsteg*, dessen neue, mit Namen und Sprüchen bemalte Häuser an den Brand erinnerten, der wenige Jahre zuvor (1788) die ganze Ortschaft mit Ausnahme von zwei Häusern eingäschert hatte, begann die eigentliche *St. Gotthardstraße*, die, beständig bergan steigend, in einer Länge von acht Stunden auf die Paßhöhe führte. Da dieselbe ein vielbenützter Verkehrsweg war, so ist hier der Anlaß gegeben, um an der Hand unseres Manuskriptes, vervollständigt durch anderweitige Mitteilungen, eine Schilderung des Verkehrs zu versuchen, wie er am Ende des 18. Jahrhunderts sich auf jener Straße abgewickelt hat.

Wenn unser Gewährsmann berichtet, „die Straße sei allerorten mit starken Steinen besetzt und so breit gewesen, daß zwei beladene Saumrosse einander „fast überall“ hätten ausweichen können“, so geht daraus hervor, der Verkehr habe sich nicht der Fuhrwerke bedient, sondern der Weg sei ein ungleich breiter, an manchen Stellen sogar ein schmaler Saumpfad gewesen, so daß die zum Säumerdienste verwendeten Lasttiere oft nicht ohne Schwierigkeit nebeneinander vorbei passieren



konnten. Andere Berichte sagen ferner, die Straße sei stellenweise steil und holperig gewesen. Eine Handelsstraße war sie also nicht. Zwar war die Möglichkeit, sie mittels eines Fuhrwerks zu befahren, nicht völlig ausgeschlossen. Dies galt aber als eine seltene Ausnahme und als ein eigentliches Wagestück. „Zur Seltenheit“, sagt D u s s e r, „sei hin und wieder eine Kutsche (also kein Lastwagen) über den Berg, nicht etwa gefahren, sondern mit Mühe hinüber gebracht worden.“ Denn das Wagnis erforderte die Unterstützung einer Anzahl kräftiger Männer, die unterwegs beköstigt und am Ende mit klingender Münze bezahlt werden wollten. Wer nicht reich genug war, um eine Summe von mehr als 600 Franken auszugeben, bloß um sagen zu können, er sei über den St. Gotthard gefahren, tat am besten, zu Fuße zu gehen oder, wenn's hoch kam, ein Reitpferd zu mieten, was bei der Beschaffenheit des Weges, der oft hart am Abgrunde vorbeiführte, einen schwindelfreien Kopf und einen erprobten Reitersmann erforderte. Ein wie großes Aufsehen es aber erregte, als im Jahre 1775 der erste Reisende zu Wagen über den St. Gotthard fuhr, geht daraus hervor, daß man den Namen dieses Wagehalbes der Nachwelt überliefert hat. Es war ein englischer Naturforscher Namens G r e v i l l e.

Seine Beobachtungen über den Handelsverkehr auf der St. Gotthardstraße hat unser Gewährsmann folgendermaßen beschrieben. Er fand den Weg kurzweilig, „da keine Viertelstunde verging, ohne daß wir 20 bis 30 Saumpferde nacheinander antrafen, die mit Wein, Korn, Reis, Käse, Wolle oder andern Waren, teils aus Italien nach Uri, teils von da nach Italien gingen“. Wenn er aber, allerdings mit der Einschränkung „man behaupte“, beifügt, „daß, ein Tag in den andern gerechnet, das Jahr durch alle Tage 1000 (schreibe tausend) Saumpferde auf der St. Gotthardstraße beschäftigt seien“, so hat er jedenfalls viel zuviel gerechnet. Denn der zu-



verlässige Lusser sagt: „früher,“ d. h. vor dem Bau der neuen St. Gotthardstraße, also vor dem Jahr 1820, „seien wöchentlich bei 300 Saumpferde über den Berg gewandert.“

Doch wir wollen keine Statistik treiben, sondern berichten, wie sich dieser Verkehr in frühern Zeiten gestaltet hat. Der Säumerdienst war durch eine obrigkeitliche Verordnung geregelt. Die Saumstraße, die sich in einer Entfernung von 28 bis 30 Stunden von Flüelen, bezw. Altdorf, bis Bellinzona erstreckte, war in vier Tagereisen von je 7 bis 8 Stunden eingeteilt; die Endpunkte der beiden ersten waren Andermatt und Airolo. Jeder Tagemarsch mußte in einem Futter zurückgelegt, d. h. die Saumtiere sollten unterwegs nicht gefüttert werden. Erst wenn sie an der Endstation angekommen waren, wurden sie ihrer Last entledigt, in den Stall geführt und mit Futter versorgt. Laut altem Herkommen und Gesetz durfte jedem Tiere eine Last von nicht mehr als drei Zentnern aufgeladen werden, welche Beschränkung aber von gewinnsüchtigen Säumern nicht selten unbeachtet blieb.

Zur Aufnahme der Ladung diente ein eigens zu diesem Zwecke konstruiertes, hölzernes Gestell, das auf dem Rücken des Lasttieres befestigt wurde. Zu beiden Seiten dieses Gestelles hingen überdies noch besondere Tragkörbe herunter, die zur Aufnahme kleinerer Pakete dienten. Mit größter Sorgfalt wurde auf die gleichmäßige Verteilung der ganzen Ladung geachtet, damit die Saumtiere das Gleichgewicht nicht verlören. Als Lasttiere wurden meistens Pferde verwendet, weil sie mit ihren breiten Hufen im Schnee nicht so tief einsanken wie die schmalhufigen Maultiere.

Die hochbeladenen Pferde mit den über die ganze Ladung ausgebreiteten Schutzdecken boten, besonders wenn sie noch mit Federbüschen und allerlei sonstigen Anhängseln herausgeputzt



waren, einen etwas fremdartigen, grotesken Anblick dar. Eines schritt hinter dem andern her, was schon die geringe Breite des Weges mit sich brachte. Jedes trug ein helltönendes, aus rollenförmigen Glöckchen zusammengesetztes Geschell, das von weitem das Herannahen einer von der entgegengesetzten Richtung herkommenden Säumerkolonne ankündigte. Ein weithin schallendes Signal war schon um des nahen Flusses willen notwendig, dessen Getöse den Zuruf der menschlichen Stimme oder andere Kundgebungen weit übertäubt hätte. Um die Tiere am Abraufen des am Rande des Weges wachsenden, spärlichen Grases zu hindern und sie zugleich vor der Gefahr des Abstürzens sowie vor dem Scheuwerden zu bewahren, trug jedes einen starken Maulkorb und zwei große, weit abstehende Scheuklappen. Bisweilen folgte, wie wenigstens unser Gewährsmann zu berichten weiß, ein junges, unbepacktes Tier dem Zuge nach, damit es lerne, sich an das Geschell, an das Getöse der Gewässer und an den Dienst überhaupt zu gewöhnen. Langsamen, bedächtigen Schrittes folgten die Säumer hinten nach, deren dunkelrotbraune Gesichter von der Einwirkung der Sonnenstrahlen, der Hitze und der Kälte Zeugnis ablegten.

Bernehmen wir an dieser Stelle das Urteil Goethes, der 12 Jahre früher als unser Mitbürger, 1779, den Gotthard bereift hat, über die Säumerkarawanen. Der berühmte Dichter ist durch sie in der ruhigen Betrachtung der Gegend und im Naturgenusse nicht wenig gestört worden. „Auf den Gebirgen“, sagt er, „ist keine beschwerlichere Reisegesellschaft als die Maultiere.“ (Er spricht von Maultieren, meint aber offenbar keine andern als die im Urnerlande verwendeten Saumrosse.) „Sie haben“, fährt er fort, „einen ungleichen Schritt; bald bleiben sie unten an einem steilen Orte stehen; dann schreiten sie auf einmal schnell hinauf, um oben wieder auszuruhen. Man muß sich auf dem schmalen Wege an ihnen vorbeidrängen; dann kommen



sie Einem wieder zuvor, und man ist von dem betäubenden Laut ihrer Klingeln und von ihrer breit auf die Seite stehenden Bürde beschwert.“ Unser schlichter Basler Reisender hat vielleicht dieselben Beobachtungen gemacht. Ihm ist aber etwas anderes mehr aufgefallen: der Instinkt der Tiere und die rohe Fühllosigkeit der Treiber. Er schreibt: „Zum Bewundern war's, wie die sich begegnenden Tiere schon von ferne, wo der Weg etwas breiter ist, anfangen einander auszuweichen, um nicht an den gar zu engen Stellen mit dem Gepäcke aneinanderzustößen, was gefährlich wäre. Fällt auf dem ebenen Wege eins nieder, so bleibt's wie leblos liegen, bis der hartherzige Säumer herbeikommt. Dieser packt auf einer Seite mit beiden Armen die Ware an, versetzt mit seinen genagelten Bergschuhen dem Rosse einen Tritt in den Leib und hilft ihm zugleich durch einen schnellen Ruck auf, wozu besondere Stärke und Geschicklichkeit gehört.“ Überhaupt galten, um dies hier einzuschalten, die Säumer mehrenteils für ein rohes Volk, in deren Herzen die sanfteren Empfindungen des Mitgefühls und der Teilnahme durch das unstete Hin- und Herziehen auf der Landstraße und den beständigen Aufenthalt in den Wirtshäusern völlig abgestumpft worden waren.

Trotz allen Vorsichtsmaßregeln gelang es aber doch nicht immer, Unfälle gänzlich zu vermeiden. Unser Gewährsmann weiß dafür folgendes Beispiel anzuführen. „Voll Mitleiden hörten wir die Nachricht an, daß zehn Tage vor unserer Ankunft in Andermatt ein Pferd mit zwei wertvollen Warenballen auf dem Wege durch die Schöllenen in die eben damals angeschwollene Reuß gestürzt sei, so daß man augenblicklich nicht die geringste Spur mehr davon gesehen habe. Nachdem das Wasser etwas gefallen war, habe man während mehreren Tagen nacheinander Männer an Stricken in den Fluß hinuntergelassen; sie hätten aber nur noch einen Ballen gefunden. Der



Schaden sei auf wenigstens 50 neue Louisdor geschätzt worden, den Wert des Pferdes und des Geschirrs und den Minderwert des gefundenen Ballens nicht einmal gerechnet.“

Der Vollständigkeit wegen mögen noch folgende kleinere Aufzeichnungen unseres Gewährsmannes, die das Säumerwesen betreffen, hier eine Stelle finden. „Im heißen Sommer pflegen die Säumer gewöhnlich lieber des Nachts als während des Tages zu wandern, damit nicht etwa ein Pferd, wenn es sich der Mücken erwehren will, mit seiner Last das Gleichgewicht verliere und verunglücke.“ Ferner „sollen sich die Säumer im Winter für den Warentransport häufig der Schlitten bedienen“. Endlich belehrt uns unser Gewährsmann noch darüber, auf welcher primitive Weise der Schnee von der Straße entfernt zu werden pflegte. Er schreibt: „Bei gefallenem Schnee treiben die Ortschaften fehrweise (d. h. nach einer gewissen Reihenfolge) Ochsen die Straße entlang vor sich hin, und die Mannschaft schaufelt hinter ihnen her den Schnee auf die Seite. Diese strenge Arbeit dauert öfters lange Zeit nacheinander fort. Die Leute“, fügt das Manuskript hinzu, „sind aber auch zu ihrem Glück so hart und rauh wie ihr Klima.“

Begleiten wir nun nach diesen Mitteilungen über den Verkehr unsere Reisenden auf ihrer Wanderung durch das Urnerland und vernehmen wir, was unterwegs das Interesse des Berichterstatters weiter in Anspruch genommen hat und von ihm der Aufzeichnung wert befunden worden ist. „Die ganze Straße hinauf“, berichtet er, „hat man die Reuß bald zur rechten, bald zur linken Seite. Sie schäumt mit so heftigem Gebrülle über die unzähligen Felsen und Steintrümmer hinab, daß Reisende, die mit einander reden wollen, sich oft kaum verstehen. Zu beiden Seiten des Weges drohen überhangende Felswände den Wanderer zu zerschmettern. Zur Seltenheit soll es auch geschehen, daß dergleichen Unglück jemanden trifft.



Über diesen Felswänden wachsen nichtsdestoweniger von den dicksten und höchsten Buchen und Tannen. Die Waldungen sind bis zum Dorfe Wassen so ergiebig, daß eine große Menge Holzes an die oben auf dem Gebirge wohnenden Leute (gemeint sind die Bewohner des hochgelegenen, holzarmen Urferntales) überlassen werden kann. Diese holen es auch herauf und tragen es, nachdem sie es größtenteils zum Gebrauch in der Küche klein gespalten haben, wohl drei Stunden weit mit unfäglich saurer Mühe meist auf dem Rücken hinauf. Wenn man von ferne auf die oberhalb den Waldungen liegenden Höhen hinschaut, meint man zuerst, alles sei wild, kahl und öde. Allein wenn man genauer zusieht, so erblickt man auf den Alpenweiden teils beisammen gelegene Ortschaften, teils eine unzählige Menge von zerstreuten Häusern und Hütten, die öfters so hart an den steilen Abhängen gelegen sind, daß man glaubt, es sei unmöglich, zu ihnen hin zu gelangen. Mitunter bemerkt man auch viele kleine Kirchen und Kapellen, die den Bergleuten zur Andacht dienen.“

Neben solchen Gesamtbildern zogen auch Einzelheiten die Aufmerksamkeit des Reisebeschreibers auf sich. Bald ist es ein vom Berg herabrauschender Bach, der einen „schrecklich-anmutigen“ Fall bildet, bald ein aus Stangen zusammengefügtes „schauderlichtes“ Brücklein, das neben verschiedenen Wasserfällen vorbei führt; an andern Stellen beobachtet er, wie in einem engen Hochtale auf den Mattenplätzen das Gras gedörrt wird, indem man es an Tannenästchen befestigt, die in den Boden gesteckt worden sind, „weil es auf dem bloßen Boden wegen zu kurzen Sonnenscheins nicht zu Heu werden könnte.“ Beim sogenannten Pfaffenprung schaut er mit Grausen von der hochgewölbten, steinernen Brücke in den tief unten durch eine enge Felspalte sich Bahn brechenden, wild aufschäumenden Fluß hinunter. Unvermerkt langte die kleine Reisegesellschaft



in dem auf jäher Höhe gelegenen, ansehnlichen Pfarrdorfe W a s s e n an. Hier wurde nach einem Marsche von reichlich fünf Stunden Halt gemacht und im Wirtshause zu den Drei Königen ein Mittagessen bestellt. „Wir konnten aber“, berichtet die Reisebeschreibung, „von der wäßrigen Suppe, dem harten Rindfleisch, den zähen Hähnlein, dem grünen Salat und dem dicken Wein für unser teures Geld wenig genießen. Um so viel herrlicher schmeckte uns das Brot und das kristallhelle Wasser, so daß sich die Leute sehr verwunderten.“ An diesem Orte darf beigefügt werden, daß unser Reisender bloß zweimal in den Fall gekommen ist, von einer teuern Zeche zu reden, zu W a s s e n und nachher zu B r u n n e n. Das Wirtshaus zu Wassen war zugleich eine Zollstätte und der Wirt erhob im Auftrage der Regierung von Uri ein sehr einträgliches Weggeld, woraus der kostspielige Unterhalt von Brücken und Straße bestritten wurde. Zum Zeichen, daß hier ein Zoll zu entrichten sei, hing am Wirtshause ein zweites Schild mit dem bekannten Urnerwappen, dem schwarzen Büffelkopf mit rotem Nasenring, heraus. In frühern Zeiten war dieser Zoll an der Reußbrücke zu Göschenen erhoben worden. Um Zollumgehungen zu verhüten, hatten sich die Urner eines einfachen, aber originellen Mittels bedient. Sie hatten am Eingang zur Brücke ein Tor errichtet und den Zolleinnehmer beauftragt, dasselbe jeweilen bei einbrechender Nacht zu schließen, bei Tagesanbruch zu öffnen. Als der Zoll später nach Wassen verlegt wurde, blieb das Tor an seiner alten Stelle; die außer Dienst gesetzten Torflügel werden die holzarmen Göschener wohl als willkommenen Fund zuhanden genommen und als Brennmaterial verwendet haben. Mit Verwunderung betrachtete unser Wandersmann, als er nach Göschenen kam, das alte Tor, das ihm wie ein Triumphbogen vorkam, dessen Bedeutung er sich nicht zu erklären wußte.



Sobald man das Dorf Wassen im Rücken hatte, veränderte sich der Charakter der Gegend auf einmal. Die Reisebeschreibung sagt: „Wie man zum Dorfe heraus ist, wächst weder Holz noch Gesträuch mehr. Die beiden Seiten des Reußtales sind ganz kahl, rauh und wild, und dies dauert mit einigen wenigen Ausnahmen so fort bis auf die oberste Höhe des Gotthards.“ Unweit von Wassen kam die kleine Reisegeellschaft an dem sogenannten Teufelsstein vorbei, „einem ungeheuer großen, auf allen Seiten freiliegenden Felsstück, das der rasende Teufel einmal in seiner Wut nach der Teufelsbrücke geschmissen haben soll. Einige Vertiefungen daran sollen Eindrücke seiner Klauen sein“. Unser Gewährsmann verwirrt aber, „wie billig“, diese abgeschmackte Fabel und stimmt der Meinung derer bei, „die sagen, das Felsstück habe sich ehemals von dem hinter ihm liegenden Berge losgerissen“.

Außerhalb des Dorfes Göschenen betraten die Reisenden das Gebiet der Schöllenen. Der Weg durch diese Wildnis machte einen tiefen Eindruck auf unsern Wanderer. Er beschreibt den Weg wie folgt. „Nun ging es über eine Stunde lang immer der Reuß nach die Schöllenen hinauf, eine gräßliche, zu Zeiten auch wegen der Lawinen gefährliche Gegend, wo keine Spur mehr von einigem Gesträuche ist, das allhier wachsen könnte. Unersteiglich steile, oben mit ewigem Schnee bedeckte Felsen hängen den Reisenden über das Haupt hin; allernächst an, ja zum Teil unter diesen Felsen führt die Straße hin. Die durch das enge Tobel über die Felsen hinabstürzende Reuß ist nebst den vielen über die Felswände herunterfallenden Bächen das einzige Lebendige, das man in dieser öden Gegend, wo man von Gott und Menschen verlassen scheint, erblickt. Daß die Sonne selbst im Sommer nicht bis auf den Boden dieser Schlucht hinunterscheint, macht die Gegend noch schwermütiger. Nur in der Mittagsstunde fallen die Sonnenstrahlen etwas



hinein; aber selbst dann sind sie noch durch die Krümmungen des Weges unterbrochen. Im Frühjahr sollen die durch den Winterfrost gespaltenen und erfrorenen Felsstücke von den Höhen leicht losbrechen und nicht selten die unten Vorbeireisenden erschlagen. Daher sieht man am Wege zum Andenken an solche Erschlagene eine Menge Kreuze stehen. Kurz, es ist eine Gegend, die von der Natur zum Schauer und Entsetzen gemacht ist, und ich sollte glauben, daß die scheußlich tobende und schäumende Reuß, die beinahe alle Augenblicke den Einsturz drohenden Felsen und die vielen Erinnerungszeichen an den Tod selbst den rohesten Menschen zum Nachdenken zu veranlassen und einzuschüchtern vermögen.“ Doch fügt die Reisebeschreibung gleichsam zur Beruhigung hinzu, „daß der Liebhaber der Natur in den dortigen Felsen Kristalle und andere Seltenheiten anzutreffen Gelegenheit habe“.

Kurz bevor die Reisenden zur „so betitelten“ Teufelsbrücke gelangten, beobachteten sie, welchen Gefahren die Straßenarbeiter in jener Gegend ausgesetzt waren. Unser Manuskript berichtet: „Ein Stück der Straße war eingestürzt. Arbeiter waren eben damit beschäftigt, auf einem hoch über der Strömung angebrachten Gerüste stehend, ein Mauerböglein von einem zur Seite etwas hervorragenden Felsstücke aus zu einem andern, ähnlichen, aufzuführen und die Straße darüber hin wieder gangbar zu machen.“ Dann folgt eine genaue Schilderung der „merkwürdigen“ Teufelsbrücke „nach F ä s i s Beschreibung“, worauf dieser Abschnitt mit den Worten schließt: „Beim traurigsten Anblick der jämmerlichen Gegend, soweit das Auge reicht, bei der Betrachtung des Werkes menschlicher Hände an Brücke und Straße, benezt von dem in Staub aufgelösten Gewässer und beim Gebrüll des Stromes wird die Seele unter mannigfaltigen Empfindungen zum Staunen, zur Bewunderung und dann vor Wehmut beinahe zum Heulen hingerissen.“



Wir können uns bei dieser Stelle nicht enthalten, im Geiste einige Jahre vorauszuweilen und uns ins Jahr 1799 zu versetzen. Klingen die eben mitgetheilten Worte unseres Mitbürgers nicht genau wie eine Vorahnung der traurigen Begebenheiten, die sich in dem genannten Jahre in derselben Gegend zugetragen haben? Damals bestanden keine so friedlichen Zustände wie im Jahre 1791, sondern der Krieg, der in allen Gegenden des Vaterlandes die Leidenschaften entfesselt hatte, war bis in die stillen Täler des Urnerlandes eingedrungen, hatte die Gegend um den St. Gotthard unsicher gemacht und sich eine Zeitlang gerade die Umgebung der Teufelsbrücke zum Kampfplatze ausersahen. Da standen sich hüben die Franzosen, drüben die Russen gegenüber und machten sich mit zäher Ausdauer jeden Fußbreit Boden streitig. In das Toben des Gebirgsstromes mischte sich das Kampfgeschrei der um den Sieg ringenden Soldaten; das Gefnatter ihrer Gewehre weckte den Widerhall der kahlen Felswände. Endlich gelang es dem Wagemute der mit Todesverachtung vordringenden Russen, den Übergang über die von den Franzosen halb zerstörte Brücke zu erzwingen und die sich verzweifelt wehrenden Feinde zurückzudrängen. Wenn wir an diese schweren Zeiten zurückdenken, so geschieht es mit der inbrünstigen Bitte, Gott wolle gnädiglich verhüten, daß Zeiten wie jene, als unser Liebes, damals leider vom Hader der Parteien zerrissenes Vaterland zum Tummelplatz fremder Kriegsvölker herabgesunken war, jemals wiederkehren. Mögen die weisen Maßregeln, die unsre oberste Landesregierung in den Gegenden um den St. Gotthard herum und anderswo zum Schutze unsrer Freiheit und zur Verteidigung unsrer politischen Unabhängigkeit getroffen hat, dazu beitragen, daß unser Vaterland vor fremder Einmischung in unsre eigenen Angelegenheiten für alle Zeiten bewahrt bleibe!

Fügen wir nach dieser berechtigten Abschweifung den Mit-



teilungen unseres Reisebeschreibers noch folgende Ergänzungen bei. Bekanntlich hat die Teufelsbrücke beim Bau der neuen Straße über den St. Gotthard während der Jahre 1820 bis 1830 eine viel größere, schönere, kunstvoller gebaute Nachbarin erhalten, auf die die hergebrachte Benennung übergegangen ist. Der alte Zürcher Johann Georg Sulzer hat im Hinblick auf einzelne, zu seiner Zeit im Urnerlande gebaute neue Reußbrücken bereits im Jahre 1743 sich die etwas spöttische Bemerkung erlaubt, „er sehe nicht ein, warum man zur Erbauung der ersten unter ihnen den Teufel nötig gehabt habe, da durch Menschenkunst weit größere ausgeführt worden seien“. Nach der Vollendung jener obengenannten zweiten Teufelsbrücke aber schreibt Lusser: „Wenn der Teufel wieder da vorbeigeht, so muß er sich schämen, wenn er die jetzt gebauten, hübschen Brücken sieht, welche an Kühnheit und Großartigkeit seine alte Teufelsbrücke weit übertreffen.“ Zum Schlusse sei hier noch angeführt, daß diese alte Brücke nach mehr als fünfhundertjährigen treuen Diensten in den Ruhestand versetzt und im Jahre 1888 als altersschwache Greisin durch einen richtigen Kollaps in der hochgehenden Reuß ihr Ende gefunden hat. Doch kehren wir wieder zu unserem ursprünglichen Thema zurück!

Bis zum Jahre 1707 hat sich beinahe unmittelbar an die Teufelsbrücke die sogenannte *stiebende* oder *stäubende* Brücke angeschlossen, die ihren Namen von dem sie einhüllenden feinen Wasserstaube erhalten hat, der aus dem in die Tiefe stürzenden Flusse aufstieg. Es war ein eigentümlicher Bau, der nicht zwei Ufer verband, sondern aus Balken zusammengesetzt war, die auf Ketten ruhten. Diese waren an den senkrecht zu beiden Seiten des Flusses emporsteigenden Felswänden befestigt. Durch diesen schmalen Felsenschlund führte der Weg auf der über dem Flusse schwebenden Brücke um die eine jener Felswände herum ins Urserental. Nach und nach



ging aber den Talleuten das zur Erneuerung der beständig der Masse ausgefetzten Brücke nötige Holz aus, und die Unterhaltungskosten erreichten am Ende eine unerschwingliche Höhe. Da kam einem klugen Kopfe der Gedanke, das einfachste wäre, den Weg, statt um den Felsen herum, durch den Felsen hindurch zu führen. Die Idee ward ausführbar erfunden und die Arbeit einem in solchen Dingen erfahrenen Tessiner namens Peter M o r e t i n i übertragen. Dieser begann im Jahre 1706 durch die auf der rechten Seite des Flusses gelegene Felswand einen Durchgang zu sprengen, der im darauffolgenden Jahre vollendet wurde. Die Erstellungskosten beliefen sich nach damaligem Geldwerte auf 8149 Gulden. So kam die erste, im Gebiete der Schweiz ausgeführte Bergdurchbohrung zustande und erhielt den äußerst prosaisch lautenden Namen U r n e r L o c h. Der Name war nicht zufällig; denn der Durchgang war anfänglich finster und unheimlich, sogar schauerlich. Daß die Bezeichnung „Loch“ vollkommen berechtigt war, ergibt sich auch aus der Schilderung unseres Gewährsmannes: „Die Länge dieses Ganges beträgt an die 80 Schritte.“ (Russer nennt 200 Berner Schuh.) „Die Höhe ist so, daß ein Reiter in der Mitte aufrecht sitzen bleiben kann; breit ist sie stark 8 Schuh. In der Mitte ist auf der Seite gegen die Reuß zur Heiterkeit eine Öffnung von ungefähr 7 Schuh Höhe und 3 Schuh Breite angebracht.“ Zur Vorsicht, „damit nicht der Reisende, in der Meinung es sei ein Weg, im Düstern hinabstürze, war die Öffnung kläglich vergittert.“ Das Wort „kläglich“ zeigt zur Genüge, daß das Gitter der Helligkeit im Gange eher Eintrag getan als Vorschub geleistet haben werde. In diesem Zustande verblieb der Weg durch die Galerie noch während der beiden ersten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts. Als aber der Weg über den St. Gotthard verbessert und in eine überall, auch für große Fuhrwerke, brauchbare Kunststraße umgewandelt wurde, erfuhr der Weg



durch das Urner Loch eine den Anforderungen der Neuzeit entsprechende Umgestaltung.

Unser Gewährsmann hat aufgeatmet, als er die abschreckende Passage durchschritten hatte. Dies merkt man seinen Worten an, wenn er schreibt: „Ist man nun durch das Loch hindurch, so öffnet sich ganz auf einmal das anmutige, ebene Urserental und prangt mit seinen schönen Wiesen, die von fruchtbaren Alpenweiden umgeben sind. Gleich fällt das, in gerader Linie eine kleine Viertelstunde entfernte, Hauptdorf Andermatt mit seiner Kirche und seinen Kapellen ins Auge. Alles sieht in dieser Gegend so weiß und hell zum Erstaunen aus. Über dem Dorfe erblickt man auch wieder etwas Gehölz. Nahe, zur rechten Seite, fließt still und sanft wie ein See die Reuß, die nur hundert Schritte hinter uns einen tosenden Fall gebildet hat. Weiterhin wird man das auf einer Anhöhe liegende, etwa drei Viertelstunden entfernte Dorf Hospental gewahr. Die ganze Gegend kommt dem Wanderer um so viel reizender und entzückender vor, je traurigere Bilder die vorher mühsam durchwanderten und erstiegenen Stätten seiner Seele eingegraben hatten.“

In solch gehobener Stimmung achtete unser Reisender nicht auf das Gefühl der Ermüdung, das ihn nach einer anstrengenden Fußwanderung von reichlich acht Stunden unter andern Umständen leicht hätte beschleichen mögen. Munter und gut aufgelegt veranlaßte er seine beiden Gefährten, mit ihm durch das nahe Andermatt hindurch zu schreiten und das Nachtquartier zu Hospental aufzusuchen. „Noch beschien die goldene Sonne mit ihren letzten Strahlen das liebliche Tal“, heißt es in der Reisebeschreibung. „Als sie untergegangen war, leuchtete uns ihr Stellvertreter, der stille Mond, mit seinem blassen Lichte, bis wir im Goldenen Löwen, der zugleich Wirts- und Posthaus ist, bei der



Frau Posthalterin und ihren beiden Töchtern Aufnahme fanden.“

Ob schon es bereits ziemlich spät sein mochte, gaben sich die Wirtsleute alle Mühe, ihre Gäste nicht nur gut, sondern auch reichlich zu bewirten. Unser Mitbürger hat die aufgetragenen Speisen ausführlich aufgezählt, und wir glauben, das Menü als ein charakteristisches Beispiel mitteilen zu sollen, wie reichlich, gut und freundlich am Ende des 18. Jahrhunderts in einem abgelegenen Bergdörflein Gäste bewirtet und aufgenommen worden sind. Wir glauben zugleich, die Randbemerkungen des Reisenden als Beigabe nicht unterdrücken zu sollen. Also: „Die guten Wirtinnen trugen so viele Speisen auf, daß für zehn Personen genug dagewesen wäre.“

„Die Suppe war, wie wenn man Schlüsselwasser darüber angerichtet hätte.“

„Das Schaffleisch war nicht genug gesotten.“

„Die weißen Rüben waren gut, aber hart.“

„Dies alles reizte namentlich mich so sehr zum Lachen, daß sich die ältere Tochter darob beleidigt fand; indes kam das meiste unserm Sepp zum Trinken wohl zu statten.“

„Dann folgte ein Schweinen Hämli; — nicht übel.“

„Weiter ein Plättlein verdampft Kalbfleisch, das wir zusammen klöpften“ (d. h. das wir aufaßen).

„Ferner in einer grimmigen (will sagen: gewaltig großen) Platte ein ungeheurer Lambraten. — Wurde nicht berührt.“

„Den Salat — ließ ich mir schmecken.“

„Endlich folgte gar noch ein Lapphuhn oder Weiblein vom Fasan (deren es in dieser Gegend viele giebt); — sehr köstlich anzusehen und appetitlich, wenn wir nicht schon genug gehabt hätten.“ Doch gingen



„gekochte Zwetschgen als hiesige Karität noch hinunter,  
eben wie noch  
„etwas Backwerk als Nachtisch nebst Birnen.“

Soweit die Speisen. Das Manuskript enthält noch folgende zwei Zusätze:

„Die Nachtlager waren gut, bloß grabelte (das heißt raschelte) eine verzweifelte Rattmaus gerade über meinem Scheitel oben auf dem Betthimmel.“ Ferner: „Am Morgen war mir bange wegen der Irte (d. h. Zecher) bei solcher Aufwartung; allein, das Morgentrinken mit eingerechnet, war sie sehr billig.“ Leider hat der Verfasser der Reisebeschreibung versäumt, den Betrag anzugeben.

Wir aber können nicht umhin, vor der guten Frau Wirtin samt ihren beiden Töchtern, die es ihren Gästen so reichlich gönnten und mit einer billigen Bezahlung vorlieb nahmen, den Hut zu ziehen und sie einem spätern Geschlechte als nachahmenswertes Beispiel vor Augen zu stellen. Im Hinblick auf manche Gasthofrechnung neueren Datums fällt uns dabei unwillkürlich ein altes Burschenlied ein, dessen erste Strophe mit einer kleinen Variante also lautet:

O alte Gasthofwohlfeilheit!  
Wohin bist du verschwunden?  
Nie kehrtst du wieder, gold'ne Zeit,  
Und schenkst uns frohe Stunden.  
Vergebens spähe ich umher;  
Ich finde deine Spur nicht mehr.  
O jerum, jerum, jerum!  
O quae mutatio rerum! —

Am vierten Reisetage, Montag den 5. September, sollte das Ziel der Wanderung, das Hospiz auf der Höhe des Passes über den St. Gotthard, erreicht werden, das noch drei kleine Stunden von Hospental entfernt war. Wir lassen wiederum den Reisenden seine Erlebnisse und Beobachtungen selber er-



zählen. Er berichtet: „Wir wanderten bei trübem Wetter in einem nassen, dichten Nebel. Der Weg war zuweilen eben; bisweilen führte er etwas hinunter; dann ging's wieder einige jähe „Stoßen“ (d. h. steile Hügel) hinauf. Das Tal war zwar offener als in den Schöllenen, aber ermüdend und äußerst traurig beim Anblick der vielen, bis an den Himmel aufgetürmten, kahlen Felsen. Hie und da weideten einige kleine, falbe, wie weißliche Hirsche anzusehende Rühlein auf schmalen Plätzchen zwischen den Felsen und suchten, an gefährlichen Stellen auf dem Boden fußend, ihr Futter. Halb im Sumpf stehend, grasten einige Pferde. Im Ganzen genommen ist's eine betäubte Gegend, die bloß durch einige schöne, von der hellen, lautern Reuß gebildete Kaskaden etwas erträglicher wird. Hat man endlich eine Höhe erreicht, so findet man sich getäuscht, wenn man meint, man werde eine gar prächtige Aussicht haben. Denn ringsherum ist man von steilen, hohen Felswänden umgeben, auf denen ewiger Schnee liegt. Zu oberst auf der Höhe endlich steht auf einer geräumigen Ebene ein gemauertes Wohnhaus nebst einer daran angebauten Kapelle und einem Vorrathshause.“

Das war das berühmte *Hospiz*, dessen Stiftung in das Ende des 17. Jahrhunderts fällt, ein Werk christlicher Bruderliebe, wo Reisende jeglichen Standes ohne Ansehen der Person, ohne Rücksicht auf die Herkunft, unbekümmert um das Glaubensbekenntnis Aufnahme und Verpflegung fanden. Unbemittelte wurden unentgeltlich aufgenommen; Wohlhabende mochten nach Belieben, wie das Herz es ihnen eingab, eine milde Gabe in den Opferstock legen. Die Leitung war von den Stiftern Mönchen aus dem Kapuzinerkloster zu Mailand übertragen worden. Statutengemäß versahen zwei Kapuziner den Dienst, der in dem hochgelegenen, einsamen, überdies noch schlecht gebauten und unbequem eingerichteten Hause, in der



öden, wilden, dem Froste und den Stürmen schutzlos preisgegebenen, von Holz gänzlich entblößten Gegend an ihre Aufopferungsfähigkeit, ihre Kräfte, ihren Mut und ihre Gesundheit die härtesten Anforderungen stellte. Es hielt daher äußerst schwer, für den anstrengenden, harten Dienst jeweilen zwei taugliche Männer zu finden. Oft mußte man froh sein, wenn nur ein einziger sich willig zeigte. Daher kam es, daß manchmal nur ein Pater jahrelang den schweren Posten versah, bis ihm wieder ein Gefährte zur Seite gestellt werden konnte. Dies war gerade auch im Jahre 1791 der Fall, als unser Anonymus aus Basel dem Hospiz einen Besuch abstattete. Er beschreibt die Eindrücke, die er daselbst empfangen hat, folgendermaßen.

„Der schon über 23 Jahre zur Aufnahme und Bewirtung der Reisenden hier sich aufhaltende Kapuziner Pater Laurentius ist von Mailand gebürtig, ein gewaltig langer, fetter, starker Mann von etlichen und fünfzig Jahren, der niemals in seinem Leben krank gewesen.“ Er führte seinen Gast in dem Hauptgebäude herum, das vor 16 Jahren durch eine Lawine gänzlich zerstört, nachher aber wieder aufgebaut worden war. Der Neubau war durch Geldunterstützungen zustande gekommen, die der Pater in der Schweiz herum zusammen kollektiert hatte. Er rühmte seinem Gaste aus Basel, daß er in den drei Städten Basel, Zürich und Bern je 20, in Schaffhausen 5 Louisd'or empfangen habe. Der Neubau enthielt im ersten Stock eine geräumige Wohnstube mit zwei daran gebauten Kapellen, eine größere für den Sommer, eine kleinere für den Winter, nebst einer Küche. Im zweiten Stocke befanden sich für bemitteltere Gäste neun Zimmerchen, jedes mit einem zweischläfrigen Bette. Dies alles machte aber auf unsern Reisenden keinen günstigen Eindruck, denn er vermißte die baslerische Reinlichkeit. Schon der Pater selbst in seiner



verschwitzten, ungewaschenen, unappetitlichen Rutte, dessen Nähe aufzusuchen man besser unterließ als begehrte, war ihm unsympathisch; auch die Stuben, namentlich aber die Küche, waren „schmutzig und ekelhaft“. Noch schlimmer muß es in dem vom Hauptgebäude etwas entfernt gelegenen, von der Lawine verschont gebliebenen, sogenannten Spital ausgesehen haben, wo arme Durchreisende untergebracht wurden. Wenigstens die unmittelbar daneben gelegenen Gebäulichkeiten, eine Scheune und ein Stall, waren sehr alt und in gänzlichem Zerfall, so daß neben dem Hospizgebäude eine neue Stallung für 40 bis 50 Pferde hatte gebaut werden müssen, deren Einrichtung so vortrefflich und so praktisch war, daß sie als ein wahrer Musterbau gerühmt worden ist. Das für die Aufnahme der Pferde bestimmte komfortable Gebäude und der zur Beherbergung von armen Reisenden dienende Spital mit seinen paar elenden Kammern, worin teils ein-, teils zweischläfrige Betten standen, bildeten einen recht auffallenden Gegensatz.

Das war aber noch nicht das Schlimmste. Obschon der Pater Laurentius („der fette Balg“, wie ihn unser Manuskript respektswidrig nennt) ökonomisch gut gestellt war und namentlich zur Gratisverpflegung Unbemittelter von Staats wegen hinlänglich unterstützt wurde, galt er dennoch als ein eigennütziges, auf seinen Vorteil bedachter Mann. Wenigstens unser Gewährsmann, dem wir die Verantwortung für seine Worte gänzlich überlassen müssen, sagt von ihm: „Er hat den Ruf eines rohen, falschen, hartherzigen Italieners, der den armen Leuten unbarmherzig begegne und oft Bezahlung erpresse, als wenn er Alles aus dem Seinigen hergäbe. Von den Bemittelten fordert er nichts, um desto mehr zu erhalten.“ Unser Gewährsmann hat sich also bei seiner Beurteilung hauptsächlich durch den Eindruck bestimmen lassen,



den er von dem Pater in dessen Eigenschaft als Wirt und als Armenpfleger erhalten hat.

Ganz anders lautet das Urteil Goethes, der im November 1779 an einem grimmigkalten Wintertage ganz durchgefroren im Hospiz ankam und sich am Ofen kaum zu erwärmen vermochte, „weil sie“, wie er schreibt, „nur mit Reissig heizen können und auch dieses sparen, da sie es fast drei Stunden heraufzuschleppen haben.“ Goethe erzählt: „Der Pater Lorenz, der von Airolo heraufkam, konnte bei seiner Ankunft vor Kälte kein Wort hervorbringen. Als er sich etwas erholt hatte, unterhielten wir uns von der Beschwerlichkeit dieses Aufenthaltes und wie es ihm und seinem (in Mailand abwesenden) Gefährten das Jahr über zu gehen pflege, von ihren Bemühungen und häuslichen Umständen.“ Goethe muß aus diesem Gespräche einen ganz günstigen Eindruck vom Pater Lorenz gewonnen haben. Denn als er anfangs Oktober 1797 wieder in das Hospiz kam, war er erfreut, denselben Mann „noch so munter und gutes Mutes anzutreffen wie vor zwanzig Jahren.“ Er hatte an seinem verständigen und mäßigen Urteile über politische Zustände in Mailand große Freude. Goethes Urteil stützt sich also hauptsächlich auf die Unterhaltungsgabe des Paters, die ihm über ein paar langweilige Stunden hinüber half.

Osenbrüggen rühmt in seinen bekannten „Wanderstudien aus der Schweiz“, daß Pater Laurentius durch seine meteorologischen Beobachtungen die Wissenschaft gefördert habe.

Aus dem Gesagten geht hervor, wie so ganz verschieden das Urteil unserer drei Gewährsmänner über dieselbe Persönlichkeit lautet. Ein allgemein gültiges Ergebnis läßt sich daraus nicht ableiten, weil jeder von den dreien eine andere Eigenschaft an dem zu Beurteilenden zugrunde legte. Wir begnügen



uns deshalb damit, die Aussagen so, wie wir sie in unsern Quellen gefunden haben, einfach nebeneinander zu stellen.

Nach dem Eindrucke, den unser Mitbürger von dem Pater Laurentius gewonnen hat, werden wir es begreiflich finden, wenn er sich unter dessen Pflege im Hospiz nicht behaglich gefühlt hat. Er äußert sich darüber folgendermaßen. „Wir genossen etwas hartes Brot, versuchten ein wenig Käse nebst italienischem Wein, aber alles mit halbem Ekel.“ Zu diesem Mißbehagen kam eine äußerst empfindliche, plötzlich eingetretene Kälte, worauf sich unser Reisender nicht gefaßt gemacht hatte. Zudem verhüllte ein dichter Nebel die ganze Gegend. Nach einem kurzen Gange in die nächste Umgebung trat die kleine Reisegesellschaft bei heftigem, schneidend kaltem Winde den Rückweg aus der, wie das Manuskript sich ausdrückt, „stinkenden Kapuzinerhütte“ nach dem, am Morgen verlassenen Hospental an. Alle waren erfreut darüber, als „nach vorher in lugubrer, scheußlicher Gegend mit lauter düstern Felsgebirgen ausgestandenem, hartem Froste“ im Urserentale die Sonne wieder schien.

Diesmal kehrten aber unsere Wanderer nicht im Wirtshause zu Hospental ein, sondern blieben zu den Drei Königen in *A n d e r m a t t* übernacht.

Da es noch früh genug am Tage war, benützte die kleine Gesellschaft die Zeit zu einem Besuche der Umgegend. Sie wandte ihre Schritte dem Oberalppasse zu, kehrte aber, weil kein rechter Weg, sondern nur eine „erbärmlich elende Kuhgasse“ vorhanden war, bald wieder um. Die weitern Mitteilungen über das Dorf *Andermatt* können als belanglos füglich übergangen werden.

Der Dreikönigswirt war beflissen, dem Gaste aus Basel seine reichhaltige Sammlung von Kristallen und seltenen Mineralien aus dem Urserental vorzuweisen, in der Hoffnung, daß



er ihm zu Basel Kauflustige zuweisen werde. Zu dem Ende verehrte er unserm Reisenden ein kleines Stück echten Granatsteins. Zu Hause machte unser Anonymus damit dem naturkundigen Professor D'Annone ein Vergnügen, mit dessen Sammlungen das Mineral wohl in den Besitz unsres Museums übergegangen sein wird.

Der Wirt wollte aber sein Licht nicht nur als naturkundiger Sammler, sondern auch als Gastgeber leuchten lassen und hoffte, sich durch seine kulinarischen Künste die Zufriedenheit seiner Gäste zu erwerben. Dies gelang ihm jedoch nur teilweise. Unser Reisebeschreiber, der für die Produkte der Kochkunst ein ausgebildetes Verständnis besaß, teilt darüber folgendes mit: „Die Gerichte, die aufgetragen wurden, waren alle recht gut. Aber vor einer großen Platte mit gekochtem Blut, schwarzrot von Farbe, mit einer aschgrauen Haut überzogen und mit Zucker und Rosinen versüßt, ekelte uns, so daß wir nichts davon zu genießen begehrt.“ Ebensovienig war der Gast mit seinem Nachtlager zufrieden. Das Wirtshaus war ein leichter, aus sogenannten Riegelwänden bestehender Bau. Die dünnen Mauern, die vom Winde bewegten, kleinen, klappernden Fensterscheiben und die leichten Bettdecken gewährten in der empfindlich kalten Nacht wenig Schutz. Dazu kam noch die durch den ununterbrochenen Verkehr der ankommenden und abgehenden Sauntiere gestörte Nachtruhe, was unserm Gewährsmann den Seufzer entlockt: „Zu Hospental waren wir in vieler Hinsicht besser aufgehoben. Indes ging die Nacht vorbei.“ Am Morgen, als die Wanderer aufbrachen, lag dichter Reif auf den Wiesen, so daß sie froh waren, durch den Marsch ihre etwas erstarrten Glieder zu erwärmen. Als sie die Schöllenen passierten, bekamen sie ein Beispiel von dem Holztransporte nach dem Urserentale, dessen oben, Seite 63 Erwähnung getan worden ist, zu Gesichte. Es begegneten



ihnen eine Menge von armen Männern, Weibern und Mädchen, die große Lasten Holz ins Urserental hinauftrugen; denn da in dieser Gegend kein Holz wuchs, mußte solches mit großer Beschwerde von Wassen und noch von weiter her herbeigebracht werden. Der Lohn dieser Lastträger war kärglich. Kein geringerer als G o e t h e hat sich danach erkundigt und vernommen, daß die Träger für eine Last im Urserental 6 Groschen erhielten. Das Holz hatte sie bei Göschenen 3 Groschen gekostet; die andere Hälfte war ihr Trägerlohn. Kein Wunder, daß die guten Leute um Almosen baten, „das man ihnen“, wie unser gutherziger Mitbürger sagt, „nicht abschlagen konnte“. Es verdient an dieser Stelle erwähnt zu werden, daß er im Urnerlande überhaupt nur zweimal angebettelt worden ist, zuerst in den Schöllenen, sodann zu Amsteg, wo es seit dem Brande von 1788 viele Arme gab, von Kindern, die den Vorüberreisenden Körbchen mit Obst zu kaufen anboten und um Geld bettelten, wenn man ihnen nichts abkaufte. Erst später, im 19. Jahrhundert, als nach Vollendung der Gotthardstraße alle jene Leute, die früher vom Säumerdienst gelebt hatten, sich nach einem andern Erwerbszweige umzusehen genötigt waren, ist es in Uri mit dem Straßenbettel eine Zeitlang etwas übler bestellt gewesen, bis die Regierung einschritt.

Zwischen Amsteg und Altdorf war alles, was gesund und rüstig war, mit dem Emden beschäftigt. Unsere Wanderer beschloßen aber, den schönen Abend zu einer Fahrt nach B r u n n e n zu benützen und dem Kanton S c h w y z einen Besuch zu machen. Zu Flüelen wurden um zwei Gulden Schiffsleute gedungen, und da Sepp rudern half, so ging die Fahrt bei hellem Mondschein so rasch vonstatten, daß das drei Stunden entfernte Dorf Brunnen schon in zweien erreicht wurde.

Am folgenden Morgen, Mittwoch den 7. September, wanderte die Gesellschaft zuerst nach dem Hauptflaen S c h w y z



durch ein anmutiges, mit zahlreichen Obstbäumen bestandenes Wiesental, wo schwarzbraune Rinder von ungemeiner Größe und Schönheit weideten. Unsre Reisebeschreibung berichtet: „Biehhändler kaufen dergleichen Tiere und verkaufen sie dann wieder meistens nach Italien. Indessen beklagen sich die Armen aller Orten, besonders in Uri, weil durch solchen Handel die Butter so verteuert werde, daß sie bald nicht imstande seien, selbst das unentbehrlichste Quantum davon zu bezahlen.“

Von dem Hauptfleden Schwyz hat unser Reisender einen überaus günstigen Eindruck empfangen. Er rühmt nicht nur die vielen großen, im französischen Geschmack erbauten Häuser und die breiten, reinlichen, wohlgeplasterten Gassen, sondern hat auch seine Freude an der freundlichen, uneigennütigen Aufnahme beim Adlerwirte, „der für geringe Sachen ungemein willfährig und dienstfertig war, obgleich er keinen sonderlichen Profit voraussah.“ Ganz besonders entzückt war unser Mitbürger aber über die liebenswürdige Aufnahme, die er bei dem ihm völlig unbekanntem Alt-Landammann Hedlinger fand. Er kann diesen freundlichen, verständigen, witzigen Tochtermann des berühmten Ritters und Medailleurs gleichen Namens nicht genug rühmen, dessen Nachlaß, eine aus mehreren tausend Stücken bestehende Münz- und Medaillensammlung im Werte von 80 000 Gulden, ehemals eine Hauptsehenswürdigkeit von Schwyz gewesen ist. Der Alt-Landammann zeigte dem Besucher nicht nur die seltensten Exemplare der Sammlung, sondern stellte ihm auch eine Erfrischung auf und ließ ihn durch einen seiner Söhne in die Kirche und ins Rathaus führen. In letzterem imponierte dem Basler besonders die Ratsstube durch ihre republikanische Einfachheit. Die Ausstattung bestand aus zwei Reihen mit grünem Tuch überzogenen Bänken und dem Fauteuil für den regierenden Landammann. Die Wappen und Namen der Ratsherren nebst einigen historischen Gemälden



schmückten die Wände. Nach der Besichtigung dieser und anderer Sehenswürdigkeiten schlugen die Wanderer den Weg nach Einsiedeln ein.

Unweit von dem Dorfe Steinen kamen sie bei der frisch geweihten Kapelle zum heiligen Kreuz vorüber, die ums Jahr 1400 an der Stelle erbaut worden war, wo einst Stauffachers Haus gestanden hatte. Die bildlichen Darstellungen aus der Schweizergeschichte, die, in kleine Nischen geteilt, die Wände schmückten, waren erst kürzlich renoviert worden. Unser Manuskript verliert kein Wort darüber, so daß man annehmen darf, sie haben wegen des beschränkten Raumes keinen Eindruck auf den Beschauer gemacht. Dies socht aber das Volk, für das die Bilder in erster Linie bestimmt waren, wenig an. Ihm kam es hauptsächlich darauf an, daß die Maler, die die Bilder ausführten, und die Dichter, die die Darstellungen in kunstlosen Versen erklärten, sich strenge an die Tradition hielten und in keinem Stücke sich eine Abweichung vom Hergebrachten zuschulden kommen ließen.

Im Köflein zu Steinen gaben die drei Wanderer den größten Teil ihres Gepäcks bis zu ihrer Rückkehr in Verwahrung. Dann schlugen sie den Weg nach dem berühmten Wallfahrtsorte Einsiedeln ein, dessen Kirchenschatz und sonstige Sehenswürdigkeiten unser Gewährsmann kennen zu lernen wünschte. Der Weg nach dem Gnadenorte war zu jener Zeit noch recht mühselig und beschwerlich. Er führte bald steil aufwärts, bald ebenso steil abwärts durch eine einförmige, wenig belebte Gegend. Es wurde spät, als nach einem ermüdenden Marsche die Wanderer ans Ziel gelangten. Von einer Besichtigung der Sammlungen konnte an diesem Abende keine Rede mehr sein. Überhaupt traf es unser Mitbürger mit der Zeit seines Besuches nicht zum besten; denn auf den Tag nach seiner Ankunft fiel das Kirchenfest Mariä Geburt, an dem es von



Fremden wimmelte. Alle seine Bemühungen, die Klosterstücke zu Gesichte zu bekommen, schlugen fehl. In der Kapelle mit dem wundertätigen Marienbilde wäre er von den ihre Andacht verrichtenden Pilgern aus aller Herren Ländern beinahe erdrückt worden. Als er sich mit seinen beiden Begleitern aus dem Gedränge mühsam herauszuwinden versuchte, stolperte er über die dicht nebeneinander auf den Knien liegenden „Rosenkränzer“. In der Hoffnung, einen der Klostergeistlichen günstig für sich zu stimmen, spendete er einen kleinen Taler. „Aber die Patres“, heißt es im Manuskripte, „hatten an diesem Tage vielzuviel zu tun mit Messelesen, Beichtgehören, Ablasserteilen und, denke ich, Geldeinnehmen, als daß wir hoffen konnten, Zutritt zu den berühmten Sammlungen zu erhalten. Als wir jedoch am folgenden Morgen abermals hingingen und den Schatz wieder nicht zu sehen bekamen, waren wir des Dinges satt.“

Auch sonst fühlte sich unser reformierter Basler unter der gutkatholischen Einwohnerchaft Einsiedelns durchaus nicht in seinem Elemente. Seine Abneigung gibt er auf eine schroffe Weise zu erkennen, indem er die Leute samt und sonders kurzweg „Müßiggänger“ tituliert, die sich bloß mit der Verfertigung und dem Verkauf von Rosenkränzen abgaben und diejenigen, die nichts von solcher Ware beehrten, mit Betteln bestürmten. Außerdem war er mit seiner Herberge nicht zufrieden. Unter den siebenzig und etlichen Wirtshäusern im Dorfe scheint er kein einziges gefunden zu haben, wo er sich wohl gefühlt hätte. Sonst versäumt er in seiner Reisebeschreibung nie, das Wirtshaus zu bezeichnen, wo er logierte, und die Speisen zu nennen, die ihm entweder besonders mundeten oder nicht behagten. Zu Einsiedeln läßt er sich darüber gar nicht vernehmen, sondern begnügt sich mit einer einzigen Bemerkung über das ihm angewiesene Nachtlager. Es war nämlich in den kleinern



Fremdenherbergen zu Einsiedeln eine eigentümliche Einrichtung, wozu der Andrang von zahlreichen Pilgern zu gewissen Festzeiten Anlaß gegeben haben mag. In Wirtshäusern, wo gewöhnlich siebenzig Gäste beherbergt wurden, konnten deren im Falle der Not bis auf dreihundert logiert werden. Man ermöglichte dies durch die Verwendung von Aushilfebettten, die nicht neben die gewöhnlichen Betten gestellt, sondern wie Schubläden unter diese geschoben wurden. Meyer von Nonau, dem wir diese Mitteilung verdanken, fügt bei, „so seien oft vier und mehr Personen, die sich nicht kannten, sehr nahe zusammen gekommen.“ In eine Herberge dieser Art scheint unser Reisender geraten zu sein, denn er berichtet: „Im Schlafzimmer hatte ich in mein Lager wie auf einen erhabenen Thron zu steigen; es war so eingerichtet, damit das andere Bett den Tag über unter dieses hingeschoben werden konnte.“ Auf solche Weise aber mit Krethi und Plethi zusammengepfercht zu werden, wollte unserm, an geordnetere Zustände gewohnten Reisenden durchaus nicht einleuchten, und er wandte der Pilgerstadt sobald als möglich den Rücken. Auf demselben Wege, auf dem sie hergekommen, kehrte Freitag den 9. September die kleine Reisegesellschaft durch langweilige, zum Teil sumpfige, melancholische Gegenden nach Steinen zurück. Unser Gewährsmann scheint nach dem anstrengenden Marsche so ermüdet und ausgehungert hier angekommen zu sein, daß er an dem ihm vorgesezten Kalbsbraten von ziemlich zweifelhafter Qualität keine Kritik üben mochte, sondern ein Auge zudrückte und fünfse gerade sein ließ. Das Mahl hat auch seiner Gesundheit nichts geschadet; denn rüstig und wohlgemut griff er nach Tische samt seinem Begleiter zum Wanderstabe, Sepp lud das Gepäck auf den Rücken, und die Gesellschaft schickte sich an, den Rigi zu besteigen.

Anfänglich bot der Weg keine Schwierigkeiten. Er führte



durch ein schönes, mit zahlreichen Obstbäumen bepflanztetes Gelände, dann über „riante Bergwiesen“, wie das Manuskript sich ausdrückt, zu einem Aussichtspunkte, wo man die ganze Gegend mit ihren zahlreichen Dörfern, mit dem Lomazer- und dem Zugersee, kurz, dieselbe anmutige Landschaft überblickte, die fünfzehn Jahre später als Schauplatz des Bergsturzes von Goldau eine so traurige Berühmtheit erhalten sollte. Dann war aber der gute Weg zu Ende. Die Reisebeschreibung berichtet: „In vielen Krümmungen ging's auf äußerst schmalen und gefährlichen Fußpfaden durch Waldung hinauf neben Bächen vorüber, die mehrere schöne Wasserfälle bildeten, sodann über jähe, rauhe Weiden, bis eine Anzahl von Kapellen, in denen das Leiden Christi in lebensgroßen, abenteuerlichen Bildern dargestellt war, die Nähe einer menschlichen Niederlassung anzeigten. Endlich war nach dreistündigem Marsche das von vier Kapuzinern bewohnte sogenannte Rigi-Klösterli mit seinen vier Pilgerherbergen erreicht. In der besuchtesten derselben wurde ein Knecht zur Begleitung auf den noch eine Stunde entfernten Rigi Kulm gedungen. Damit bricht aber die Reisebeschreibung so plötzlich und unvermittelt ab, daß dem Schreiber das den Schlusssatz markierende Punktum in der Feder stecken geblieben ist. Weil wir also von unserm Manuskript schnöde im Stiche gelassen werden, sind wir auf die Vermutung angewiesen, unser bisheriger Gewährsmann werde vom Kulm aus den Weg nach Weggis eingeschlagen, ein Boot nach Luzern gemietet, sein Chaischen samt Gaul im Wirtshaus zum Adler daselbst wieder in Empfang genommen haben und darin nach Basel zu den Seinigen zurückgekehrt sein; denn wo sollten wir sonst unser Manuskript her haben, wenn dies nicht der Fall gewesen wäre? Aber durch den vorzeitigen Schluß sind wir in eine nicht geringe Verlegenheit versetzt worden. Wir fragen uns: Sollen wir etwa den fehlen-



den Punkt hinsetzen und kurz und gut unsre Arbeit schließen? Das wäre kein rechter Abschluß. Wir glauben darum am besten zu tun, wenn wir die Frage zu beantworten suchen, wie es zu der Zeit, als unser Mitbürger den Gipfel des Rigi bestieg, auf diesem Berge mit der Aufnahme von fremden Besuchern überhaupt bestellt gewesen sei.

Am Ende des 18. Jahrhunderts war der Rigi noch weit davon entfernt, zu den Mittelpunkten des Fremdenverkehrs in der Schweiz zu gehören. Er war ein bloßer *Sennenberg*, auf den nach einer aus dem Jahre 1661 stammenden Angabe die Rinder aus 14 um den Berg herum gelegenen Ortschaften zu Alp getrieben wurden. Es gab damals auf dem ganzen Berge noch keine andern Wohnungen als *Sennhütten*, die bloß im Sommer bewohnt, im Winter aber ganz verödet waren. An Sonn- und Festtagen wohnten die Älpler dem Gottesdienste in einer kleinen Kapelle beim Kalten Bade bei, die aber für die meisten Besucher zu entlegen war, zudem zum Gebiete von Luzern gehörte, deren Sennen den auf Schwyzgebiet wohnenden den Platz streitig machten. Daraus ergaben sich viele Uebelstände, denen endlich durch den Bau einer größern Kapelle auf dem Boden des Kantons Schwyz am Ende des 17. Jahrhunderts ein Ende gemacht wurde. Unter dem Schutze geistlicher und weltlicher Gewalten erfreute sich diese Kapelle der Gunst immer weiterer Kreise und wurde unter dem Namen *Maria zum Schnee* der Mittelpunkt eines von Kapuzinern aus Arth geleiteten Hospizes und eines viel besuchten Wallfahrtsortes. Die vier im Laufe des 18. Jahrhunderts zur Beherbergung der Pilger entstandenen Gasthäuser bei diesem *Rigi-Klösterli* waren die ersten ihrer Art auf dem ganzen Rigi; denn die Herberge beim Kalten Bade, „wo sich“ nach *Sulzer* „allenfalls eine Nacht zubringen ließ,“ kam daneben kaum in Betracht.



Mit der Zeit fanden sich aber außer Pilgern auch Erholungsbedürftige beim „Klösterli“ ein, die als Kurgäste einen längern oder kürzern Aufenthalt machten, wozu die vor Wind und Nebeln geschützte Lage, sowie die gute Bergluft, die vorzügliche Milch und die als Heilmittel ganz besonders geschätzten Molken einluden.

Seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts wurden die Rigihöhen, namentlich aber die höchste Spitze, der K u l m, wegen der ungehinderten, ausgedehnten Fernsicht, auf die schon im 17. Jahrhundert einzelne Naturfreunde aufmerksam gemacht hatten, das Ziel einer immer zahlreicher werdenden Menge von Wanderlustigen. Am Klösterli vorüber strebten sie der Höhe zu und erweckten daselbst in den von jeder Fernsicht abgeschnittenen Kurgästen den Wunsch, die so nahe liegenden, leicht erreichbaren Aussichtspunkte gleichfalls aufzusuchen.

Die Erwartungen aller dieser Rigibesteiger wurden aber häufig getäuscht. Bald trat ein unvorhergesehener, plötzlicher Umschlag der Witterung ein; bald bedeckten Nebel die Gipfel des Berges; auch die Beschaffenheit der zum Gipfel hinaufführenden Bergpfade ließ vieles zu wünschen übrig. Als ein besonderer Übelstand wurde aber immer mehr der Mangel an einem vor Wind und Wetter geschützten O b d a c h e empfunden. Führer mußten mitgenommen werden, die in der Dunkelheit den Bergsteigern mit brennender Fackel voranleuchteten; Träger waren nötig, um Brennholz hinaufzutragen, damit im Freien ein Feuer angezündet werden konnte, um sich bei der auf der Höhe herrschenden Kälte zu erwärmen. Die Wanderer selber trugen Speisen und Getränke nebst Tellern, Tassen, Löffeln, Gabeln und Messern hinauf, um sich ihrer zu bedienen, wenn man oben eine frugale Mahlzeit einnehmen wollte. Kurz, es waren mit einer Rigibesteigung immer so viele Um-



ständigkeiten verbunden, daß von einem ungetrübten Genuße nur ausnahmsweise die Rede sein konnte.

Es dauerte lange, bis diesen Mängeln abgeholfen wurde. Als das Wichtigste erschien die Erstellung einer ständigen Herberge, wo die Besucher ein schützendes Obdach und Verpflegung zu finden sicher sein konnten. Nach längern Erwägungen und Bedenkllichkeiten reifte in Heinrich Bürgi von Arth, dem Besitzer der kleinsten unter den vier Pilgerherbergen beim „Klösterli“, der Entschluß, auf Rigi Kulm ein Gasthaus zu errichten. Ermuntert durch den Kartographen und Panoramenzeichner Heinrich Keller von Zürich, der sich um die Erschließung des Rigi überhaupt das größte Verdienst erworben hat, und unterstützt durch Geldbeiträge aus der Schweiz und dem Auslande, unternahm Bürgi im Jahre 1815 den Bau. Das ein Jahr darauf vollendete und festlich eingeweihte Haus gewährte unter seinem steinbeschweren Schindeldache eine noch sehr bescheidene Unterkunft und war mit seinen zwölf Gastbetten nur auf einen mäßigen Besuch eingerichtet. Aber siehe da! Das Werk gelang wider Erwarten, und der Bau mußte schon nach wenigen Jahren vergrößert werden. Der erfreuliche Anfang forderte die Konkurrenz heraus. Bald entstanden die Gasthäuser auf Rigi-Staffel, Rigi-Kaltbad und (allerdings bedeutend später) Rigi-Scheidegg.

Freilich fehlte es auch nicht an gegnerischen Kundgebungen. Der Verfasser einer kirchenhistorischen Monographie, betitelt „Maria zum Schnee“, klagt zum Beispiel über die forwährende Abnahme der Anzahl der Pilger, die früher jährlich auf etliche tausend geschätzt worden sei. Dem gegenüber habe seit 1810 die Zahl der den Rigi besuchenden Reisenden beständig zugenommen. Der Bau von Gasthäusern auf dem Kulm und dem Staffel zeige deutlich, „daß,



ehrenwerte Ausnahmen abgerechnet, den Wirten mehr an reichen Lutheranern als an armen Pilgern gelegen sei.“ Die genannten Neubauten seien überhaupt „zu großem Mißfallen ehrlicher Leute ausgeführt worden“. Die in den Jahren 1811 und 1820 vorgenommene Vergrößerung zweier Pilgerherbergen beim „Klösterli“ schreibt jener Verfasser nicht dem Bedürfnis zu, den Pilgern mehr Bequemlichkeit zu verschaffen, sondern „der affektierten Begeisterung für die Fernsicht“ Vorschub zu leisten. Er beklagt es, daß die Wallfahrten durch das „Gewimmel indifferenter Touristen“ gestört würden; noch schmerzlicher wird er berührt durch die Verkümmernng des frommen Brauches von seiten „frivoler Kuristen“.

Allein solche und ähnliche Klagen verhallten völlig unbeachtet. Die Strömung der Zeit ließ sich weder aufhalten noch zurückdämmen. Nach dem Friedensschlusse, der den Kriegsjahren am Ende des 18. und am Anfang des 19. Jahrhunderts ein Ende machte, ergriff eine allgemeine Wanderlust die Völker Europas. Ein Strom von Reisenden ergoß sich namentlich über die Schweiz. Überall wurden Veranstaltungen zu ihrem Empfange getroffen. Daß da die Gastwirte auf dem Rigi nicht zurückbleiben wollten, ist selbstverständlich. Einer tat es dem andern zuvor, um den Gästen Bequemlichkeiten aller Art in Aussicht zu stellen. Als ein Beispiel für das, was geboten wurde, mag folgende Anpreisung des Wirtes zum Kalten Bade dienen. Daß er im dortigen Speisesaale ein Pianoforte aufstellte, war nichts Neues mehr; denn mit einem solchen hatte gleich am Anfang der Kulmwirt debütiert. Aber mit einer Gelegenheit zum Baden konnte dieser nicht aufwarten. Darum machte der Wirt zum Kalten Bade bekannt, daß er unter dem Speisesaale sechs schöne Badekästen in fünf niedlichen Zimmerchen habe aufstellen lassen, wo die Gäste nach Belieben warm oder kalt baden könnten. Besonders aber war ihm an der



Gunst der Damen gelegen. Deshalb zeigte er an, es werde in seinem Gasthose „ein Esel gehalten, dessen Sittsamkeit und Lenksamkeit den Frauenzimmern, die sich seiner bedienen, um auf dem Berge herumzureiten, so wohl behage, daß die Badeeigentümer gesonnen seien, die Zahl dieser Tiere im nächsten Jahre zu vermehren.“ Ob dieses Versprechen eingelöst worden ist, entzieht sich unsrer Kenntnis.

Doch genug. Es hieße Wasser in den Rhein tragen, wenn wir unsre Mitteilungen über das Reisen auf den Rigi, die ja eigentlich nur die Zeit des ausgehenden 18. und des beginnenden 19. Jahrhunderts betreffen wollten, noch weiter ausdehnten. Wir möchten nur noch auf den gewaltigen Aufschwung hinweisen, den der Bau von Bergeseisenbahnen für die Erreichung ausichtsreicher Höhen überhaupt zur Folge gehabt hat. Wenn wir daran denken, welche Schwierigkeiten dazu überwinden waren, so müssen wir dem Dichter Horaz recht geben, der sagt: „Nichts ist den sterblichen Menschen zu schwer; selbst zum Himmel streben wir empor.“ Horaz nennt freilich dieses Emporstreben eine „törichte Vermessenheit“. Dürfen wir heute diese Bestrebungen, in den Luftraum emporzusteigen, im Hinblick auf die dabei erzielten Erfolge wohl auch noch ein törichtes Unternehmen nennen? Das ist eine Frage, deren Lösung wir der Zukunft überlassen wollen.

Uns drängt sich zum Schlusse eine andere Frage auf.

Wir haben einen einfachen Bürgersmann auf seiner Wanderung durch Gegenden begleitet, die vermöge ihrer natürlichen Beschaffenheit und ihrer historischen Bedeutung zu den interessantesten unseres Vaterlandes gehören. Wenn wir seine Reiseerinnerungen durchlesen, so dürfen wir ihm das Zeugnis ausstellen, daß er seine Wanderung mit Ruhe und Überlegung begonnen, Land und Leuten ein aufmerksames



Interesse geschenkt hat und nicht ohne einen hohen Genuß und einen bleibenden Gewinn für Kopf und Herz nach Hause zurückgekehrt ist.

Können wir heutzutage dasselbe Zeugnis jener Klasse von Reisenden ausstellen, die, unterstützt von dem neuesten Verkehrsmittel, dem Automobil, im Bestreben, die räumlichen Entfernungen in kürzester Frist zurückzulegen, die schönsten und interessantesten Gegenden unseres Schweizerlandes nicht mehr behaglich durchreisen, sondern mit Sturmeseile förmlich durchrasen?

Die Beantwortung dieser Frage wollen wir dem geneigten Leser überlassen.

---

Außer dem Manuskripte eines ungenannten Verfassers sind folgende, im Druck erschienenen Bücher von mir benützt worden:

- Bädeker, K., „Die Schweiz.“ Handbuch für Reisende, 1893.  
Cysat, Joh. Leopold, „Beschreibung des Luzerner oder 4-Waldstätter Sees.“ Luzern 1661.  
Ebel, Dr. J. G., „Anleitung . . . die Schweiz zu bereisen.“ Erste Aufl. Zürich 1793.  
— — dasselbe, 8. (letzte) Aufl., bearb. von G. von Escher, Zürich 1843.  
Fasbind, Theod., „Maria zum Schnee auf dem Rigiberg.“ Geschichtsfreund, Bd. 15. Einsiedeln 1859.  
Goethe, „Briefe“, Band 4 (1. Januar 1779—17. November 1780).  
— — „Briefe aus der Schweiz“, Werke, Band 19. Ausg. v. 1899.  
— — „Aus einer Reise in die Schweiz“, bearb. von Eckermann, Werke, Band 34. Ausg. v. 1902.  
Heidegger, Heinr., „Handbuch für Reisende durch die Schweiz“. Zürich 1789/90.  
Lusser, Dr. med. K. F. „Der Kanton Uri.“ Gemälde der Schweiz, 4. Heft. St. Gallen und Bern 1834.  
Luz und Sprecher, „Hand-Lexikon“ der Schweizerischen Eidgenossenschaft. Aarau 1856.



Meisner, Fr. (Prof. in Bern), „Kleine Reisen in der Schweiz“,  
Band 3. Bern 1823.

Meyer von Knonau, Gerold, „Der Kanton Schwyz.“ Gemälde  
der Schweiz, 5. Heft. St. Gallen und Bern 1835.

Nüscherer, A., Histor. Notizen über den St. Gotthardpaß. Jahr-  
buch des SAC., 7. Jahrgang.

Osenbrüggen, Ed., „Wanderstudien aus der Schweiz“, 5 Bände,  
1867—1876.

— — „Neue kulturhist. Bilder aus der Schweiz“. Leipzig 1864.

Peyer, Gust., „Geschichte des Reisens in der Schweiz“. Basel 1885.

Sulzer, Joh. Georg, „Beschreibung der Merkwürdigkeiten usw.“  
(„Reise durch einige Orte des Schweizerlandes“, 1742). Zürich  
1743.

